

Unverkäufliche Leseprobe



Charles Dickens
Reisender ohne Gewerbe
Nachtstücke

Herausgegeben und aus dem Englischen
übersetzt von Melanie Walz
128 Seiten, Klappenbroschur
ISBN: 978-3-406-63036-1

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/9324633>

NEUJAHR

Als ich ein kleines Lebewesen war, dessen Anblick das Auge beleidigte (denn ich stamme aus jener Epoche, als kleine Jungen von ihren Hütern in scheußliche Zwangsjäckchen mit wattierten Schultern und langen Ärmeln gesteckt wurden, und über diesen Jäckchen wurden ihre scheußlichen kleinen Hosen eng zugeknöpft, und mit den Händen in den Taschen wandelten sie trostlos einher, als wären sie scheußliche kleine Feuerzangen, die vergebens nach dem übrigen Kamingerät Ausschau hielten); als ich ein solcher Gegenstand der Verachtung und des Abscheus für jeden vernünftigen Geist war und als – wenn ich meiner Erinnerung und meiner einstigen Selbsterkundung trauen darf – sogar mein kleines Hemd eine luftige und viel Gutgläubigkeit voraussetzende Behauptung darstellte, die keine Ärmel besaß und an meiner Brust endete; als ich dieser ausnehmend unfrohe und ehrlose Vater meiner gegenwärtigen Person war, wurde ich, wie ich mich entsinne, eines Neujahrstages zu dem Bazar am Soho Square in London mitgenommen, wo man mir ein Geschenk kaufen wollte. In meinem Inneren hat sich bis heute der deutliche Eindruck erhalten, dass mich damals eine grimmige und herzlose alte Person weiblichen Geschlechts in die Welt des Spielzeugs mitnahm, eine Person, die nach muffigem getrockneten Lavendel duftete, in schwarzen

Seidenkrepp gekleidet war und eine Tasche mit sich führte, in der ich unterwegs etwas klirren hörte. Ich erinnere mich daran, nebenbei in eine kommoder Weise abgelegene Straße, die von der Oxford Street abzweigte, geführt worden zu sein, um geschüttelt zu werden; und nichts konnte je den brennenden Rachedurst stillen, den das Gebaren dieser weiblichen Person in mir weckte, die darauf bestand, mir eigenhändig die Nase zu putzen (ich war erkältet und hatte ein Taschentuch dabei) und zwar nach dem Prinzip des Schraubens. Jahrelang war ich außerstande zu ergründen, warum sie sich die Mühe gemacht haben soll, mir ein Geschenk zu kaufen. Nach reiflicher Überlegung bin ich zu der zweifelsfreien Überzeugung gelangt, dass sie in jungen Jahren etwas Böses getan haben muss und dass sie mich zur Buße mitgenommen hat.

Von dem unbarmherzigen Griff, mit dem diese Frau meinen Handschuh hielt (eine weitere abscheuliche Erfindung jenes dunklen Mittelalters – ein Fausthandschuh, wie eine Handschelle am Handgelenk befestigt), auf die Zehenspitzen gezwungen, wurde ich durch den Bazar gezerrt. Mein kindliches Vorstellungsvermögen (oder Gewissen) vermutete in gewissen entlegenen Verschlägen, hölzernen Käfigen vergleichbar, von denen ich inzwischen nicht grundlos annehme, dass sie zum Anprobieren von Damenkragen und Ähnlichem dienen, entweder finstere Karzer für widerspenstige junge Menschen oder Käfige, in denen die Löwen gehalten wurden, die man mit Jungen zu mästen pflegte, wenn diese behaupteten, sich den Teufel um etwas zu scheren. Unter entsetzlichen Ängsten, die diese geheimnisvollen strafenden Instanzen in mir auslösten, wurde ich vor eine Spielzeugauslage befördert, die dem Augenschein nach

eine Fläche von hundertzwanzig Morgen bedeckte, und wurde gefragt, welches Spielzeug im Wert einer halben Krone ich haben wolle. Nachdem ich zuerst alle Gegenstände im Wert einer halben Guinee gewählt hatte und danach alle Wünsche meines Herzens auf jeden Gegenstand im Wert von fünf Shilling gerichtet hatte, verfiel ich zuletzt auf die Pritsche eines Harlekins, bunt bemalt wie der Harlekin selbst.

Obwohl ich von ausgesprochen hoffnungsfroher und phantasievoller Veranlagung war, hegte ich keineswegs den naiven Glauben, dass der Besitz dieses Talismans mich befähigen würde, Mrs. Pipchin an meiner Seite in etwas Angenehmes zu verwandeln. Als ich die Wirkung der Pritsche auf sie hinter ihrem Rücken erprobte, tat ich es eher als hoffnungsloses Experiment und in der Überzeugung, dass sie in nichts Schlimmeres verwandelt werden könne als in irgendeiner Hoffnung auf etwas Besseres. Dennoch klammerte ich mich an die Illusion, dass mir zu Hause mit dieser Pritsche eine Zaubertat gelingen würde; und ich gab die Hoffnung erst auf, als ich mir nach vielen Versuchen die völlige Untauglichkeit des Zauberstabs eingestehen musste. Er hatte keinerlei Wirkung auf die glotzügige Halsstarrigkeit eines Schaukelpferds; er zauberte keinen lebenden Clown aus der warmen Beefsteakpastete beim Abendessen hervor; er konnte nicht einmal die Gedanken meiner verehrten Eltern dahingehend beeinflussen, dass sie es für geziemend und vernünftig gehalten hätten, mich zum Nachtessen aufbleiben zu lassen.

Das Versagen dieser Zauberpritsche ist meine erste unvergessene Erinnerung an einen Neujahrstag. Andere Zauberpritschen haben mich seitdem ebenfalls im Stich gelassen, doch der

Tag selbst hat sie ersetzt, und seine Wirkung ist unfehlbar. Er ist die beste Harlekinspritsche, die ich je erlebt habe. Er hat die seltsamsten Verwandlungen bewirkt – aber das war einmal –, und seine Fähigkeit, die Vergangenheit wiederzubringen, ist bewundernswert. Auf diesen Zaubertrick ist immer Verlass. Ich werfe meinen kleinen Neujahrstags-Zauberstab hoch und fange ihn auf, klopfte mit ihm den Staub vom Boden zu meinen Füßen, fuchtele ein wenig mit ihm, und die Zeit kehrt ihr Stunden-glas um und saust zurück, weitaus geschwinder, als sie je vor-wärtseilte.

Neujahrstag. Um welches Fest mag es sich gehandelt haben und um welchen Neujahrstag, als die Wendung «ein Neujahrsfest» sich zum ersten Mal in meinem Geist einnistete? Meine Kindheitserinnerungen reichen so weit zurück, dass ich mich lebhaft daran erinnern kann, in den Armen einer Frau eine Treppe hinuntergetragen worden zu sein und mich fest an sie geklammert zu haben aus Furcht vor der steilen Aussicht nach unten. Daraus ließe sich nicht ohne Berechtigung schließen, dass ich zu jenem Fest getragen worden wäre; auf irgendeine Weise muss ich jedenfalls hingelangt sein, denn ich stand in einer Tür und blickte in einen Raum; und meinem Blick ent-hüllte sich das Neujahrsfest als eine sehr lange Reihe von Damen und Herren, die mit dem Rücken zur Wand saßen und alle gleichzeitig aus kleinen gläsernen Tassen mit Henkeln tranken, die wie Förmchen für Vanillecreme aussahen. Was für ein Fest mag das gewesen sein? Ich fürchte, es war ein trüb-seliges Fest, aber ich weiß, dass es stattgefunden hat. Wo mag dieses Fest sich ereignet haben? Davon habe ich nicht die ge-ringste Vorstellung, aber ich weiß mit unumstößlicher Gewiss-

heit, dass es irgendwo gewesen sein muss. Warum alle Gäste auf einmal getrunken haben – und vor allem, warum sie aus Vanillecremeförmchen getrunken haben, das sind Fragen, über die sich schon vor langer Zeit die Wasser der Lethe geschlossen haben. Ich bin mir nicht sicher, dass sie auf den Abschied vom alten Jahr und auf die Begrüßung des neuen Jahrs getrunken haben, denn sie saßen nicht beim Nachtessen und nicht an einem Tisch. Es wurden keine Ansprachen gehalten, es gab kein Hin und Her und kein Umherwirbeln und kein Herumstolzieren. Alle Anwesenden saßen in einer niedrigen Reihe an der Wand – nicht unähnlich meiner ersten Vorstellung von Menschen im Himmel, die ich von einem armseligen Bild in einem Gebetbuch bezogen hatte –, und sie hielten alle den Kopf leicht zurückgeneigt und tranken alle auf einmal. Es ist durchaus möglich, dass ich als Kleinkind aus dem Bett geholt worden war, um einen Blick auf die Gesellschaft zu werfen, und dass die Gesellschaft nur für diesen kurzen Augenblick mit diesem Tun beschäftigt war, aber mir ist es immer so vorgekommen, als hätte ich die Erwachsenen lange Zeit betrachtet – stundenlang – und als hätten sie in dieser Zeit nichts anderes getan; und bis zum heutigen Tag beschwört die zufällige Erwähnung eines Neujahrsfests in meiner Hörweite stets dieses Bild herauf.

An welchem anderen Neujahrstag mag ich der unschuldige Komplize beim Verstecken eines Mannes mit Holzbein gewesen sein – obendrein in einem Kohlenkeller! Im Kreis meiner offiziellen und anerkannten Verwandten und Freunde gab es keinen Mann mit Holzbein. Und doch erinnere ich mich deutlich daran, wie wir den Mann mit dem Holzbein – den wir gut kannten – heimlich in den Kohlenkeller brachten, und dass im

Verlauf des Bemühens, ihn über die Kohlen zu bugsieren, um ihn hinter einer kleinen Trennwand am Ende zu verstecken, sein Holzbein sich zwischen den kleinen Kohlen verfang und sein Hut ihm vom Kopf fiel und er stürzte und auf dem Rücken lag – und ein Schauspiel der Hilflosigkeit abgab. Ich erinnere mich deutlich daran, dass seine Anstrengung, als er sich aus den Kohlen zu erheben und unter diesen unsicheren und unzuverlässigen Umständen Herr über seine Gliedmaßen zu werden versuchte, ein ausnehmend schwieriges Unterfangen war, mit Umständlichkeit und Lärm verbunden, was uns größten Schrecken einflößte. Ich wüsste beim besten Willen nicht zu sagen, wer «wir» waren, abgesehen von meiner kleinen Schwester, die eine unschuldige Komplizin war, und abgesehen davon, dass ein Dienstmädchen die Anstifterin gewesen sein dürfte; und ebenso wenig weiß ich, ob der Mann mit dem Holzbein davor oder danach unser Haus ausgeraubt hat oder ob er sich anderweitig auf schändliche Weise hervorgetan hat. Oder wie es kam, dass eine Katze in die Sache verwickelt wurde und hysterisch wurde und über eine Tür davonsprang. Aber ich weiß, dass irgendetwas Schreckliches uns nötigte, alles zu vertuschen, und dass wir immer «den Mund gehalten» haben. Jahrelang war diese Erinnerung an einen Neujahrstag allein mir vorbehalten, bis ich zuletzt bei besagtem festlichen Anlass, als meine kleine Schwester und ich zufällig unter unseren Kindern saßen, zu ihr sagte: «Erinnerst du dich an den Neujahrstag mit dem Mann mit dem Holzbein?» Worauf ein dichter schwarzer Vorhang, der sie seit ihrer Kindheit bedrückt hatte, sich lüftete und sie genau diese Einzelheit des Mannes sah und nicht mehr. (Kurz vor ihrem Tod hat mir diese kleine Schwester erzählt, dass sie

nachts den Geruch des welken Laubs in dem Wald, in dem wir als kleine Kinder spazieren gingen, so übermächtig verspürt hatte, dass sie ihren schwachen Kopf auf dem Kissen bewegte, um nachzusehen, ob neben ihrem Bett verstreute Blätter lagen.)

Neujahrstag. Es war ein Neujahrstag, als ich ein Duell ausfocht. Außer mir vor Liebe und Eifersucht, «forderte» ich einen anderen Mann von Ehre, um meine Liebe zu der reizendsten und falschesten ihres Geschlechts nachdrücklich zu bezeugen. Das Alter der jungen Dame schätze ich mit etwa neun Jahren ein, mein eigenes mit etwa zehn Jahren. Die Herrscherin über mein Herz war mir als die «zweitjüngste Miss Clickitt» bekannt. Ich hatte ihr meine Hand angeboten, und mein Angebot war sehr günstig, aber nicht definitiv positiv beschieden worden. In dieser kritischen Situation tauchte mein Feind – Paynter seines Namens – aus einem Abgrund oder einer Höhle auf und entzweite uns. Das Erscheinen der tückischen Schlange Paynter im Clickitt-Paradies ereignete sich so unerwartet und so schnell, dass ich nicht weiß, woher er kam; ich weiß nur, dass ich ihn eines Nachmittags im späten Dezember auf dieser Erde vorfand, wo er mit der zweitjüngsten Miss Clickitt Verstecken spielte. Sein Betragen bei diesem Anlass war solcherart, dass ich einen Freund als Sekundanten zu ihm schickte. Nachdem er sich leichtfertig meiner Aufforderung zu entziehen versucht hatte, indem er meinem Freund die Mütze abzog und sie in ein Kohlfeld warf, verwies Paynter meinen Abgesandten an seinen Cousin – eine stieläugige Kreatur, seiner würdig. Man einigte sich über alles Erforderliche, und auf meinen eigenen dringenden Wunsch wurde die Begegnung auf den Neujahrstag festgesetzt, damit einer von uns dieses Leben

an einem besonderen Tag verlassen konnte. Einen beträchtlichen Teil des letzten Tages des alten Jahrs verbrachte ich mit dem Ordnen meiner Angelegenheiten. Einen ergreifenden Brief und einen Stieglitz versah ich mit der Adresse der zweitjüngsten Miss Clickitt (durch meinen Freund an sie zu übergeben, falls ich fiel), einen weiteren Brief schrieb ich an meine Mutter, und ich verfügte über meinen Besitz; Letzterer bestand aus Büchern, einigen kolorierten Stichen des Vagabundenkönigs Bamfylde Moore Carew, der weisen Frau Mrs. Shipton und anderer Persönlichkeiten in schwülzigem Stil sowie einer recht seltenen Sammlung von Murmeln. Während ich mit diesen letzten Verrichtungen beschäftigt war, litt ich scheußlichste Seelenqualen und weinte ausgiebig. Der Zweikampf sollte mit den Fäusten beginnen und wie auch immer enden. Finstere Vorausahnungen überschatteten meinen Geist, denn aus verlässlicher Quelle hatte ich gehört, Paynter (dessen Vater Zahlmeister eines Regiments war, das in dem Hafen Quartier hatte, in dem unser Zweikampf bevorstand) besitze einen Dolch und sei zum Äußersten entschlossen. Ich selbst verfügte über keine andere Waffe als eine leere Patronenhülse, eine Munition, die uns die Soldaten beim Üben in spärlichen Mengen zukommen ließen, wenn wir uns an ihre Fersen hefteten und sie mit Tabak bestachen, den wir ihnen in altes Zeitungspapier eingewickelt übereigneten, damit sie so taten, als lüden sie die Patronen, ohne es zu tun. Diese Patrone hatte mein Freund und Sekundant mir für den Fall, dass der Kampf einen tödlichen Ausgang nehmen sollte, wärmstens empfohlen, um den feilen Paynter damit zu Fall zu bringen, was zu tun ich mir in der undeutlichen Vorstellung, besagten Gentleman solchermaßen in die

Luft zu sprengen, vorgenommen hatte, obwohl die technischen Einzelheiten des Vorgehens nicht sonderlich ausgearbeitet waren. Wir trafen uns in einem abgelegenen Graben, der zur Festung gehörte. Paynter hatte Zugang zu einem Vorratslager mit alter militärischer Ausrüstung, und er erschien in der vorschriftsmäßigen Uniform eines kompletten Gefreiten des Second Royal Veteran Battalion. Ich sehe den Jungen heute noch vor mir, wie er an einem Ende des Grabens aus den Brenneseln tritt und sein furchterregender Anblick mir das Blut in den Adern gefrieren lässt. Die Vorbereitungen wurden getroffen, und wir waren im Begriff, unseren Kampf auszufechten – auf meinen persönlichen Wunsch hin auf das Stichwort: «Die zweitjüngste Miss Clickitt!» In diesem entscheidenden Augenblick ergab sich zwischen den Sekundanten eine Meinungsverschiedenheit bezüglich jenes Artikels im Ehrenkodex, der verbietet, einen Opponenten «unterhalb der Weste zu schlagen»; und ich neige zu der Ansicht, dass der Zwist daraus resultierte, dass mein Sekundant es bewerkstelligt hatte, meine Weste in Höhe meines Kinns zu hieven. Jedenfalls entbrannte der Zwist, und Worte wurden gewechselt, die Paynter, der, wie ich erkannte, ein ausgeprägtes Ehrgefühl besaß, nicht dulden konnte. Er ließ die Waffe sinken und wendete sich an mich mit dem Appell, ob es nicht unsere Pflicht sei, auf unsere Genugtuung zu verzichten, wenn auch noch so unwillig, bis die zwei Gentleman, die uns als Sekundanten dienten, ihre eigene Ehre wiederhergestellt hätten? Ich stimmte ihm wärmstens zu; ich ließ es dabei nicht bewenden; ich nahm meinen Freund sogleich beiseite und ließ ihm meine Patrone. Unsere Sekundanten jedoch waren unseres Vertrauens so unwürdig, dass sie sich trotz

unserer Ermunterungen und unserer empörrten Vorstellungen rundheraus weigerten, sich zu duellieren. Dies führte Paynter und mir unmissverständlich vor Augen, dass uns nur ein einziger schmerzlicher Weg zu gehen blieb, ein Weg, der darin bestand, sie zu verlassen («voll Abscheu», wie Paynter sagte, und ich gab ihm recht) und uns Arm in Arm zu entfernen. Unterwegs deutete er an, dass auch er ein Opfer der Tücke der zweitjüngsten Miss Clickitt sei, und als wir uns trennten, hatte ich ihn über alle Maßen lieb gewonnen.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de